

Das europäische Jahr der kulturellen Sackgasse



Peter Grabowski

Peter Grabowski ist der kulturpolitische reporter, <https://derkulturpolitischereporter.wordpress.com>

Was ist die Identität einer Metropole? Oder mal konkret gefragt: Was meinen Bewohner*innen der Bundeshauptstadt eigentlich, wenn sie sagen: »Ich bin ein Berliner«?

Von den aktuell mehr als dreieinhalb Millionen Menschen zwischen Wannsee und Marzahn hat etwas weniger als ein Drittel den berühmten Migrationshintergrund, also eine nicht weit zurückliegende Zuwanderungsgeschichte. Das Statistische Landesamt verzeichnet Herkünfte aus 190 verschiedenen Nationen, also aus im wahren Sinne des Wortes »aller Herren Länder«. Was ist unter diesen Umständen das zentrale kulturelle Charakteristikum der Stadt? Darauf kann es nur eine Antwort geben: ihre Vielfalt! Nicht nur in mancher Gastronomie spricht noch nicht mal jemand vom Personal auch nur annähernd fließend Deutsch. Damit wir uns gar nicht erst missverstehen: Ich halte das – anders als Jens Spahn und seine ideologische Völkerschar – für völlig normal in einer Weltstadt.

Was die Berliner*innen von heute deshalb allerdings ganz sicher nicht haben, ist EINE Berliner Identität. Wie auch, in dieser Diversität kultureller Herkünfte und Prägungen sowie gegenwärtiger Lebensverhältnisse? Damit nähern wir uns dem Kernproblem des laufenden Europäischen Kulturerbejahres. Der EU-Ministerrat nennt offiziell als Ziel, »das Bewusstsein für die europäische Geschichte zu schärfen und das Gefühl einer europäischen Identität zu stärken«. Das Kulturer-

bejahr war und ist ein Herzensanliegen von Monika Grütters, die Idee der gemeinsamen Identität ein zentrales Element ihrer Politik. Neben der schöpferischen Kraft von Kunst und ihrer unbedingten Freiheit setzt die deutsche Kulturstaatsministerin seit Jahren zunehmend und erklärtermaßen auf Kultur als Zähmungskraft für politischen Extremismus, individuelle Einfalt und ästhetische Massenarmut. Mit anderen Worten: Kulturelle Bildung für Alle als Bollwerk gegen den Rückfall in die nationale Barbarei.

Nachdem die Welt und vor allem unser eigener Kontinent mit der Genesung am deutschen Wesen in der jüngeren Geschichte nicht so irre gute Erfahrungen gemacht hat, wird diese Funktionalisierung der Kultur mittlerweile europäisch grundiert. Unsere Verortung in angeblich christlich-jüdischen Traditionen des Abendlandes ist in diesem Zusammenhang ein Standard-Textbaustein geworden. Eine »Europäische Identität« wird allerorten beschworen – ohne allerdings genau zu benennen, was damit gemeint ist oder gar, wer die wohl tatsächlich hat.

Wenn man aber mal etwas länger als nur auf der Durchreise zum Beispiel Zeit im nordostpolnischen Goldap – dort ist mein Vater geboren – und im südpolnischen Krakau, im sizilianischen Syrakus und im maltesischen Valletta sowie in Madrid, Paris, Berlin verbracht hat, ahnt man irgendwann, wo das Problem liegen könnte: Es gibt diese europäische Identität gar nicht!

Der französische Philosoph Françoise Jullien braucht in einem 2016 erschienenen Essay gerade mal 85 luftig bedruckte Seiten, um den grundsätzlichen Fehler dieser Idee herauszuarbeiten. (siehe auch Rezensionen von Raphaela Henze, S. 102, Red.) Passenderweise heißt das bei Suhrkamp auf Deutsch erschienene Bändchen: »Es gibt keine kulturelle Identität«. Jullien erklärt darin schlüssig, dass sich das gedankliche Konzept der »Identität« qua Natur wie per Definition nur für einzelne Personen eignet. Ein Mensch kann – eigentlich logisch – nur mit sich selbst identisch sein. Gerade dadurch wird er oder sie ja erst von allen anderen unterscheidbar. Deshalb heißen in vielen Sprachen der Welt die persönlichen Ausweispapiere irgendwas mit »identity«.

Jullien argumentiert, die kulturellen Erfahrungen, Einstellungen und Werte von auch nur zwei Personen seien bereits derart verschieden, dass eine gemeinsame Identität theoretisch wie praktisch unmöglich ist. Von einem Dorf oder einer Großstadt (siehe oben), einer Nation oder sogar einem Kontinent mit 500 Millionen Menschen, die Dutzende Sprachen sprechen und verschiedenste Religionen haben, mal ganz zu schweigen.

Das Interessante an Julliens Text ist gar nicht mal die Widerlegung der These einer kollektiven Identität, sondern was Jullien stattdessen als gesellschaftliches Konzept vorschlägt: Natürlich weist der Philosoph – und übrigens bedeutendste Sinologe Frankreichs – dabei auch auf die Bedeutung von Gemeinsamkeiten in einem Gemeinwesen hin. Er hält jedoch die mehr oder minder großen Abstände zwischen den Individuen für das eigentlich verbindende Momentum. Kulturen seien per se nicht-statisch – also keine Zustände, sondern Prozesse –, deshalb bräuchten sie die Spannung der Diversität(en), um daraus die Energie für kulturelle Entwicklung zu gewinnen. Das leuchtet ein.

Wenn diese Kolumne erscheint, ist das zentrale Ereignis des Europäischen Kulturerbejahres 2018 gerade zu Ende gegang-

gen: Die große »Sharing Heritage«-Konferenz in Berlin. Dort werden sich Expert*innen aus aller Welt die Köpfe darüber zerbrochen haben, wie das materielle wie immaterielle Kulturerbe Europas dafür sorgen kann, dass wir 500 Millionen unsere gemeinsame Identität entdecken – eine Identität, die es aber gar nicht gibt und die deshalb auch nicht in Ausstellungen, Performances oder Konferenzen gefunden werden kann.

Ausgerechnet mitten in der bislang größten Debatte um unser koloniales Erbe – Stichwort »Humboldt Forum« – sind wir dabei, einen historischen Fehler noch einmal zu begehen. Damals haben wir Europäer die ganze Welt zu kolonisieren und nicht zuletzt eben auch zu missionieren versucht in dem Glauben, die Menschen rund um den Globus müssten zu ihrem eigenen wie zu unserem Heil bloß so werden wie wir. Viele Regionen der Welt und ihre Bewohner leiden immer noch unter den Folgen. Heute schämen wir uns ganz offiziell sogar von Staats wegen – und zu Recht – für den moralischen Scherbenhaufen, den wir da angerichtet haben.

Im gleichen Moment behaupten die gleichen Akteure nun eine kulturelle europäische Identität. Das Ziel dahinter: Die Abweichler des Kontinents samt ihrer tatsächlichen wie möglichen Sympathisanten sollen durch ein angeblich kulturelles Band eingeehgt werden. Wer aber zu AfD-Wählern oder renitenten Polen, Ungarn und Slowaken »gemeinsame Identität« sagt, meint eigentlich: Seid endlich (wieder?) Demokraten wie wir!

Das wird nicht funktionieren, denn eine selbst schon nur behauptete Identität im Kulturellen kann den sehr grundsätzlichen Dissens im Politischen nicht überwinden. So war auch der berühmte »europäische Gedanke« – etwas völlig anderes als »Identität« – im Übrigen nie gemeint. Wir werden stattdessen auf beiden Feldern lernen müssen, souverän mit Diversität umzugehen. Das Konzept der Identität führt kulturell wie politisch in eine Sackgasse! ■

Knetozän, nicht Anthropozän

»Dem Konzept des Anthropozäns ›liegt .. die Folklore zugrunde, es sei der Mensch‹, der mittlerweile zu einer geologischen Kraft geworden sei und das Erdsystem nachhaltig aus dem Takt bringe. (...) Es ist erst der global verbreitete wachstumswirtschaftliche Kapitalismus, also eine historisch extrem junge Wirtschaftsform, der die gigantischen Zerstörungswirkungen entfaltet, die systematisch zu werden drohen. Flapsig könnte man sagen, es ist das ›Knetozän‹, das unseren gegenwärtigen Weltzustand beschreibt, nicht das ›Anthropozän‹, das die Schuld einem überhistorischen und transkulturellen Abstraktum ›Mensch‹ zuschreibt und damit das Thema entpolitisiert.«

Harald Welzer, Soziologe und Sozialpsychologe, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 126, 5. Juni 2018, S. 9